

Von der Lesewut der Wenigen zur Leseallergie der Vielen. Aspekte zum Vergleich dreier Generationen des akademischen Nachwuchses in den Geistes- und Sozialwissenschaften

Verzweiflung bricht aus, wenn sich Lehrkräfte öffentlicher Bildungseinrichtungen über das Leseverhalten ihrer Oberstufenschüler oder Studenten unterhalten. Geklagt wird über ein schier unüberwindliches Vermittlungsproblem. Die Begegnung mit einer Literatur, der seit Generationen an Gymnasien und Universitäten Anerkennung gezollt wird, rufe immer öfters Ablehnung, geradezu allergische Reaktionen hervor. Hervorragenden Texten der Gegenwart ergehe es aber nicht viel besser. Von Schuljahr zu Schuljahr, von Semester zu Semester, nähmen die Probleme zu.¹ Manche Lehrkräfte fragen sich, ob sie auf komplexe Lesestoffe verzichten und lediglich eine vereinfachte Version („Zauberberg light“) anbieten oder ob sie auf der Lektüre anspruchsvoller Texten bestehe sollen, auch wenn es ihnen dabei immer seltener gelänge, die Leidenschaft der Lernenden zu gewinnen. Die Antworten in der Praxis von Unterricht und Lehre fallen unterschiedlich aus. Für viele Studienfächer, vor allem für die Geistes- und Sozialwissenschaften, folgt daraus, dass es keineswegs (mehr) selbstverständlich ist, in welcher Weise und ob überhaupt ihre grundlegende Literatur an spätere Generationen weitergegeben wird.

¹ „Ja, wir beobachten mit Sorge, dass auch Schüler und Studenten in Deutschland Probleme haben, längere Texte zu analysieren. Sie sind immer weniger bereit, sich auf diese Anstrengung überhaupt einzulassen.“ Diese Auskunft gibt Heinz Peter Meidinger, Präsident des Deutschen Lehrerverbands und Vorsitzender des deutschen Philologenverbands in einem Interview mit der Neuen Osnabrücker Zeitung am 21. 07. 2017. Das Interview kann abgerufen werden unter: <https://www.noz.de/artikel/925898>.

„Studenten der Germanistik oder Anglistik kennen die Werke der Klassiker ihres Faches nur dem Namen nach und finden wenig Gefallen daran, im Studium ‚Faust‘ und ‚Hamlet‘ lesen zu müssen...Viele angehende Geisteswissenschaftler verfügen nicht mehr über die Fähigkeit, sich komplexere Texte systematisch durch Beiziehung anderer Texte zu erschließen, kritisch auszuwerten, verschiedene Quellen zueinander in Beziehung zu setzen und am Ende zu einem begründeten Urteil zu kommen, das auch hinreichend sprachlich präzise formuliert wird.“ S.12 in: Gerhard Wolf „Bremsversagen oder: Mit dem Abitur in die Schreibberatung – Ursachen und Folgen einer nachlassenden Studierfähigkeit heutiger Jugendlicher“ zu „Ausbildungsreife & Studierfähigkeit“, herausgegeben von Christine Henry-Huthmacher, Elisabeth Hoffman für die Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin/Berlin 2016.

M.E. ist es verwunderlich, dass solche und ähnliche Beobachtungen, die alltäglich von vielen Lehrern in Schulen und Universitäten besprochen werden, eher selten einen offiziellen Ausdruck finden.

Der Widerstand von vielen jungen Leuten, die der sogenannten Generation Y angehören, gegen Lektüre ist auf den ersten Blick verwunderlich: Nie zuvor hat man so viele junge Leute beim (Ab)Lesen beobachten können. Unentwegt, sogar in der Öffentlichkeit und dort in hochkonzentrierter Haltung, empfangen und beantworten sie Nachrichten. Die digitalen Medien, auf die sich zunehmend alltägliche Kommunikationen und Interaktionen verlagern, reproduzieren sich mittels Lektüre und Schriftverkehr. Ausgetauscht werden kurze Mitteilungen und Schlagzeilen mit leicht verständlichen Aussagen. Zwar tragen Menge, Vielfalt und Permanenz solcher Kommunikationen dazu bei, ihre Teilnehmer an das Lesen zu gewöhnen und sich äußerst lange mit Lesen zu beschäftigen, aber offenbar taugen sie kaum dazu, die Bereitschaft und Fähigkeit zu erzeugen, sich auch auf komplexere Texte einzulassen. Das Gegenteil scheint eher der Fall zu sein: In der Gewöhnung an den Stil von Kurzmitteilungen, die von Augenblick zu Augenblick das Alltagsleben begleiten, liegt eine Ursache der schulischen und universitären Probleme, an denen so manche Lehrende verzweifeln, wenn sie sich beim Versuch, den Schülern oder Studenten die Texte ihrer Fächer nahezubringen, mit allergischen Abwehrreaktionen konfrontiert sehen. Von Anzeichen des Unbehagens, der Überforderung, ja Erschöpfung wird berichtet. Dabei ist es heutzutage so leicht wie niemals zuvor, sich Hilfsmittel wie Übersetzungen, Begriffsdefinitionen und Erklärungen zu besorgen, um einen Text zu entschlüsseln. Das funktioniert per Klick, aus bequemer Sitzposition heraus und ohne einen Gang in die Bibliothek unternehmen zu müssen. Doch dazu fehlt der Antrieb.

Die Phase großer Begeisterung von jungen Lesern für eine mehrere hundert Seiten umfassende Harry-Potter-Geschichte mit ihrem äußerst verzweigten Personal-Tableau, ein Segen für die Aktivierung der neuronalen Netzwerke, für die Bildung von Gedächtnis und Phantasie und für eine inspirierende Sicht auf das eigene Schülerdasein, ist längst vorbei. Immer mehr gilt ein Text, der nicht in unmittelbar eingängiger Sprache abgefasst ist, als nicht lesenswert. Rasch wird geurteilt: Ein Text, der nicht der Alltagskommunikation entspricht, ist eine Zumutung! Fatalerweise wird nämlich von der Vereinfachung der Aussage in Schlagzeilen oder Twitter-Botschaften auf die Simplizität des Gegenstands, über den berichtet wird, geschlossen. Der Umgang mit

literarischen Raffinessen, Mehrdeutigkeiten, Ironie, verstecktem Witz, latentem Sinn, einst Qualitätsmerkmale faszinierender Literatur, wird fremd, und, so ist zu befürchten, die Ambivalenzen menschlichen Handelns, die sich in diesen Texten spiegeln, werden es ebenfalls.²

Was heißt dann aber Bildung durch Lesen, wenn anspruchsvolle Literatur bei der Generation von Nachwuchs-Akademikern, die in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern ausgebildet werden, allergische Abwehrreaktionen erzeugt? Wenn aufgrund von verweigerter oder lediglich erzwungener Lektüre der Sinn- oder Symbolgehalt eines Textes kaum Nachklang im Bewusstsein der Lehrergeneration findet, die gegenwärtig ausgebildet wird? Welche Konsequenzen ergeben sich dadurch für Fächer, die sich seit alters her im Dialog über Gelesenes weiterentwickeln haben, und somit für die Ausbildung der (über)nächsten Generation? Wer die Beschäftigung mit solchen Fragen als Schwarzmalerei einer älteren Generation abtut, sollte sich darüber im Klaren sein: Veränderungen im Leseverhalten von Generationen betreffen das Herz von Kultur und Gesellschaft. Sie wirken sich auf die Kontinuität im generationenübergreifenden Überlieferungszusammenhang aus. Die Innenwelt von Menschen wird eine andere werden. Werden Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, die künftig im Sozialisationsprozess für den Nachwuchs Verantwortung tragen, dann noch über die Sensibilität verfügen, im Gespräch mit den ihnen Anvertrauten „zwischen den Zeilen“ zu lesen?

Aussagen zum Leseverhalten beruhen auf typisierenden Analysen, die auffällige und häufig vorkommende Phänomene erfassen. Sie schließen die Existenz von gegenläufigen Trends (etwa Leseinitiativen in der Früherziehung, zunehmende Nachfrage nach Unterricht in den „alten“ Sprachen) nicht aus und werten die Relevanz von neuen Literatur- und Lektüresorten (etwa von spannenden Blogdebatten, Lese- und Schreibforen im Internet) nicht ab. Ebenso ist erkennbar, dass der

² In seinem Bericht über die interdisziplinäre Konferenz der Litauischen Akademie der Wissenschaften „Das Buch, der Bildschirm und das lesende Hirn“ gibt Fridtjof Küchemann die Auffassung der israelischen Psychologin, Rakefet Ackermann, wider, dass es bei der Digitalisierung „um viel mehr geht als um ein Trägermedium, um mehr als eine Produktionsroutine oder ein Geschäftsmodell. Es geht um eine besonnene Technikfolgenabschätzung, die klärt, wie die Digitalisierung des Lesens auf die vertrauten kognitiven Prozesse des Aufnehmens, Verstehens, Durchdringens, Behaltens und Anwendenkönnens des Gelesenen wirkt. Ein unbedachter Systemwechsel kann aufs Spiel setzen, was man den Kern unserer wichtigsten Kulturtechnik verstehen kann: das vertiefte Lesen.“ S. 9, FAZ, Mo, den 9. Oktober 2017.

Wandel von alltäglichen Verhaltensmustern funktionale Äquivalente hervorbringt wie die bereits zu beobachtende Verschiebung von guter Bildung und Ausbildung von öffentlichen in private Einrichtungen, was als unerwünschte soziale Nebenfolge die Ungleichheit in der Verteilung von Bildungschancen erhöhen wird.³ Das ändert aber nichts an den hier aufgezeigten, vielfach belegten Problemen, die an der Basis in Klassen- und Seminarräumen die Vermittlung von Literatur (hier verstanden als komplexe sinnverdichtende Texte) erschweren. Lesen ist eine Weise der Selbst-Bildung, die auch mit der Verarbeitung lebensgeschichtlichen Erfahrungen innerhalb gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu tun hat. Die nachfolgende typisierende Rekonstruktion des Leseverhaltens von Generationen, bei allen Schwierigkeiten einer klaren Abgrenzung dieses Begriffs in der Tradition von Karl Mannheim⁴, ergibt Anhaltspunkte für eine Therapie gegen die um sich greifende Leseallergie.

Die Lesewut der 68er beziehungsweise der Generation Bildungsexpansion

In den 50er Jahren entwickelt sich in der Bundesrepublik Deutschland wieder eine Lesekultur, die weit über die schulischen und universitären Einrichtungen hinaus in den Bedürfnissen der privaten Haushalte verankert war. Die Verlage konnten allmählich wieder ihre Autoren aus der Weimarer Zeit und, teilweise mit Hilfe der amerikanischen Kulturförderung (CCF), neue Werke der Weltliteratur publizieren und sie in erschwinglichen Taschenbuchreihen (1950 wird die rororo-Reihe gegründet) zugänglich machen.⁵ Viele Familien waren stolze Mitglieder in Buchgemeinschaften, die den Vertrieb der teureren Bücher organisierten (wie im Bertelsmann-Buch-Club, der von 1950 bis 2015! bestand). Die Romane der „Gruppe 47“, sicherlich von manchen Lehrern beargwöhnt, wurden dennoch vielerorts Pflichtlektüre, gelesen als

³ Die gerade (im März 2018 in Berlin) erschienene Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung „Privatschulen in Deutschland. Trends und Leistungsvergleiche“ von Klaus Klemm et al. geht davon aus, dass im Jahr 2016 9 Prozent der schulpflichtigen Schüler eine Privatschule besuchte. Der Trend dürfte bereits zugenommen haben. Die Studie hält fest, dass die privaten Schulen im Leistungsvergleich nicht besser abschneiden als die öffentlichen, „nur“ signifikant bessere Ergebnisse im Zuhören (Deutsch) und Hörverstehen (Englisch) erreichen. Frühere Studien haben schon darauf hingewiesen, dass der Trend besonders in Ostdeutschland, Berlin, Hamburg und Bremen zunimmt.

⁴ Vgl. Karl Mannheim, „Das Problem der Generationen“, in: ders., „Wissenssoziologie“, S. 509-565, Neuwied/Berlin 1964.

⁵ Vgl. „Der Soziologe Wolfgang Eßling im Interview: Achtundsechzig war das Ende einer Reformphase“, FAZ, S. N 4, Mittwoch, 7. März 2018.

literarische Reflexion der Nachkriegssituation, die der Verdrängung und der Sprachlosigkeit entgegenwirkten. Eine „Erziehung zur Mündigkeit“, wie sie Theodor W. Adorno in den späten 50er Jahren für die Entfaltung der Demokratie in Deutschland forderte, hielt an vielen Schulen Einzug und forderte, die Wiederaneignung der Werke der Bildungstradition mit einer kritischen Auseinandersetzung zu verbinden. Vor dem Hintergrund einer solchen expandierenden Leselust in Deutschland, deren Spuren bis heute bemerkbar sind (etwa in einer anhaltenden Leseaktivität von Senioren⁶), entwickelte sich die Generation, die im Nachhinein mit den politischen Ereignissen der Studentenbewegung identifiziert wird. Diese Generation trug erheblich dazu bei, dass Lesen zu einer gemeinschafts-, ja Milieu prägenden Kulthandlung avancierte, die den individuellen Eifer anstachelte, oftmals unabhängig vom Lehrbetrieb und von offiziellen Belohnungen. Selbstorganisierte „alternative“ Lesegruppen umrankten Schulen und Fachbereiche. Zudem wurde die gesellschaftskritische Literatur mit Nachdruck popularisiert. Belesenheit und kritisches Bewusstsein profilierten einen erstrebenswerten akademischen Habitus.

Zu bedenken ist jedoch, dass noch im Jahr 1960 nur ein „exklusiver kleiner Zirkel“ (Rainer Geißler) die Studienberechtigung erhielt und nur Wenige ein Studium (ca. 6 Prozent) aufnahmen. Erst im Zuge des verstärkten Ausbaus der sekundären und tertiären Bildungseinrichtungen, hierzu gehören die Neugründungen von Fachhochschulen und Universitäten, die den sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern einen besonderen Zulauf einbrachten, erlangte im Jahr 1980 ein gutes Fünftel eines Geburtenjahrgangs die Berechtigung zu studieren und ungefähr ebenso viele begannen ihr Studium.⁷ Man bedenke den immensen Zuwachs seitdem: Heute erhalten (in manchen Bundesländern weit) über die Hälfte eines Jahrgangs die Studienberechtigung und schreiben sich an der Universität ein.

Zunächst jedoch kamen die meisten Studenten aus dem Bildungsbürgertum. Sie hatten bereits eine intensive Lesekultur in den Oberstufen genossen, wo mit wenigen Ausnahmen auf Heterogenität der

⁶ Die Senioren, die bei vielen Lesungen die Mehrzahl der Besucher darstellen, werden die Probleme des schwindenden Umsatzes von Verlagen und dem Buchhandel dauerhaft nicht lösen.

⁷ Vgl. Rainer Geißler, „Die Sozialstruktur Deutschlands“, Wiesbaden 2014, hier vor allem: S. 335 - 339.

Herkunft der Schüler keine Rücksicht genommen werden musste. Für die oberen Schichten fiel daher die Motivation weg, wie der Sozialforscher Rainer Geißler einmal zugespitzt formulierte, private Schulen zu gründen, ihre Kinder waren auch an den öffentlichen Gymnasien „unter sich“. Eine gute Vorbereitung für das intensive Leseprogramm, das in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern auf die Studienanfänger wartete, stellten zudem vorausgegangene, die Familie flankierende religiöse Sozialisationen wie Kommunion und Konfirmation dar, damals noch mit erheblichen Lern- und Leseanforderungen (Bibel, Katechismus, Liedgut etc.) verbunden, sowie ehrenamtliche Mithilfen im Gottesdienst, zu denen Jugendliche angehalten wurden. Die Begeisterung für kritisches Denken der 68er Generation erfolgte daher zumeist als Reflexion („Aufarbeitung“) der auf dem Wege der Sozialisation über einen langen Zeitraum zutiefst verinnerlichter Kulturgüter. Studenten, die den Bildungsvorsprung der bildungsbürgerlichen Herkunft nicht mitbrachten, aber vermehrt im Zuge der Bildungsexpansion zur Universität kamen, also Studenten aus kleinbürgerlichen oder ländlichen Schichten sowie Frauen und Absolventen mit abgeschlossener beruflicher Ausbildung auf dem zweiten oder dritten Bildungsweg, zeichneten sich durch besonderen Leseeifer aus. Auch sie verfügten meistens über zusätzliche, Familie und Schule ergänzende leseintensive Sozialisationen, sei es innerhalb der Kirchen, der gewerkschaftlichen oder politischen Jugendorganisationen mit hohem Anspruch an Bildungsarbeit. Die späteren Lektüreeerwartungen an der Universität konnten auch bei ihnen auf eingeübte Lesefähigkeiten aufbauen. Studenten, denen bildungsbürgerliche Vorbilder im heimischen Familien- und Freundeskreis fehlten, zeigten sich oftmals besonders motiviert, durch intensives Lesen mit den Studenten aus den bildungsbürgerlichen Milieus gleichzuziehen, Bildungslücken zu schließen und darüber möglichst viele Anregungen für die Definition des eigenen gesellschaftlichen Status zu gewinnen.⁸ Das Lesen entsprach insgesamt den Wünschen des akademischen Nachwuchses in den Geistes- und

⁸ Zur Funktion der Universität als „Aufstiegsgenerator“ (S. 129f) siehe Armin Nassehi „Wozu Universitäten?“, in: Kursbuch 193, 301 Gramm Bildung, S. 115 – 133, Hamburg 2018.

Sozialwissenschaften, sich eigene Vorstellungen von der Welt zu erarbeiten.⁹

In den Gesellschaftswissenschaften und in der Philosophie an der Frankfurter Universität galt noch lange Zeit nach dem Tode Theodor W. Adornos und Max Horkheimers, der beiden prominenten, die Studenten magisch anziehenden Repräsentanten der Kritischen Theorie, ein durch sie geprägtes, einzelne Fächer übergreifendes Erkenntnisideal. Ihnen ging es um eine zur Kritik befähigten Hörer- und Leserschaft, aber doch immer vor dem Hintergrund der Aneignung vielfältig verzweigter Bildungstraditionen. Kritisieren bedeutete damals im klassischen Sinne Unterscheidungen zu treffen, Zusammenhänge begrifflich auseinanderzunehmen und zu analysieren. Wer den schriftlichen und mündlichen Ausführungen Adornos und Horkheimers folgen wollte, hatte nachzuvollziehen, woran sie sich intellektuell gerieben hatten. Wer die bürgerlichen Lebens- und Herrschaftsformen kritisierte, musste sie erst einmal studiert und anhand von Literatur „aufgearbeitet“ haben. Als in den 70er Jahren ehemalige Studenten aus den Oberseminaren von Adorno und Horkheimer mit Lehraufgaben an Schulen und Universitäten betraut waren, bauten sie ihren Unterricht, ihre Vorlesungen und Seminare auf einer breiten, wenig durch Grenzen der Disziplinen restringierten Lektüre auf. Autodidaktische Anstrengungen seitens der Lernenden wurden als selbstverständlich betrachtet. Viele Studenten, wissenschaftliche Mitarbeiter und Dozenten trieben sich wechselseitig als obsessive Leser an, ängstlich bedacht, vor den anderen, etwa im Smalltalk in der Mensa oder auf Partys, keine Kenntnislücken zu offenbaren. Mit der bildungsbürgerlichen Lesekultur durch kritisches Lesen „intim“ vertraut zu sein, fungierte ein paar Jahrzehnte als Distinktionsmerkmal für die Verteilung von Anerkennung im studentischen Milieu. Eingeladen wurden diejenigen, von denen bekannt war, dass sie viel lasen.

Allerdings spielte auch das Motiv eine Rolle, in der Literatur Rechtfertigungen für die teilweise im scharfen Generationskonflikt vollzogene Kritik an der Rolle der Väter zu finden. Viele Studenten sahen in der Literatur eine, wenn nicht gar ausschließliche, so doch vorrangige

⁹ Vgl. Heinz Bude, „Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968“, München 2018.

Sphäre von Wahrheitsfindung und Verständigung.¹⁰ Die restaurativen familialen, kulturellen und politischen Verhältnisse gerieten, wo immer sie noch bestanden, durch die Liberalisierung der rechtlichen Grundlagen (beispielsweise im Familienrecht) und durch den wachsenden Wohlstand unter Druck. Endlich zog ein konsumistischer Lebensstil nach amerikanischem Vorbild in die westdeutschen Haushalte ein und mit ihm deren Ausstattung mit kulturindustriellen Massengütern (wie Tonträger und Bücher). Davon profitierten auch die Studenten. Sie konnten es sich nun leisten, mit der Unterstützung der bekämpften Elterngeneration, die Regale in ihren Studentenbuden zu „bebüchern“. Besonders beliebt waren die auflagenstarken Neuerscheinungen des damals in Frankfurt ansässigen Suhrkamp-Verlags (1963 wird die edition suhrkamp, 1973 die stw-Reihe gegründet). Vermutlich hat keine studentische Generation einen höheren Anteil ihres Haushaltseinkommens für Bücher und Zeitungen aufgewendet. Zu den nicht nur nach politischer Gesinnung, sondern auch nach literarischen Vorlieben sich differenzierenden studentischen Milieus gehörten die beiden Frankfurter Tageszeitungen als Leitmedien, deren Bücherbesprechungen die Gemüter erhitzen. Tagtäglich bewegten sich die Studenten in ihren Quartieren auf einer immer gleichen Umlaufbahn von universitären Lehrveranstaltungen zu kleinen (Fachbereichs-) und großen (Stadt/Universitäts-) Bibliotheken, um dann noch diverse Buchhandlungen aufzusuchen und eventuell in der Mensa oder einem Café den Kommilitonen die erworbenen Schätze vorzuführen. Die Bücher boten, gelesen oder ungelesen, Anlass zu endlosen Gesprächen.

Generation „Akademisierung“

Verhaltensweisen von Generationen stellen keine abgeschlossenen Entitäten dar. Das Verschwinden der Lesekultur in und um Schulen und Universitäten geschah nicht über Nacht. Nach wie vor bieten Oberstufen und Universitäten die gesellschaftlichen Räume, in denen wie nirgendwo sonst, die leidenschaftliche Aneignung von Lesestoffen belohnt wird. Von

¹⁰ Vgl. Christiane Bender, „Studieren bedeutete für mich Aufbruch. Impressionen aus der alten und neuen Universität“, in: Glanzlichter der Wissenschaft – Ein Almanach, herausgegeben vom DHV, S. 29 – 29, Bonn 2011; dies., „Wenn der Aufzug nach oben schon voll ist, ist aller Anfang schwer – Hommage an einen Ort der Bildung, der gesprengt wurde“, in: „Turmgeschichten: Raumerfahrungen und –aneignung im AfE-Turm“, herausgegeben von Minna-Kristiina Ruokonen-Engler et al., S. 186 -189, Münster 2015.

Jahr zu Jahr, Semester zu Semester, traten allerdings immer mehr Kommunikationsstörungen zutage: Solange intensives Lesen ritualisiert und an intrinsisch motivierte Studienanfänger weitergegeben werden konnte, blieb das Viel-Lese-Verhalten wichtiger Bestandteil des studentischen Selbstbewusstseins. Tutoren, Hilfskräfte und Mitarbeiter, die einer Generation zwischen Lehrenden und Lernenden zugehören, spielten für die Erhaltung und Weitergabe der Lesetradition eine wichtige Rolle. Ein Bündnis lesebegeisterter Studenten und Dozenten, einig in der Wertschätzung der grundlegenden Literatur ihrer Fächer, trug in den späten 80er Jahren zu mitreißenden Kontroversen in den Geistes- und Sozialwissenschaften (etwa über die einschlägigen Wahrheits-, Wissenschafts- und Methodenbegriffe) bei, wie sie heutzutage kaum mehr stattfinden. Rückblickend erscheint es einigermaßen erstaunlich, dass sektiererische Debatten (etwa über die Geheimnisse des Sprechaktes und der Autopoiesis) glühende Lesergemeinden in den Universitäten fanden, aber dann nur noch dort. Deren literarische Aufregungen ließen sich in den 90er Jahren nur noch an Insider vermitteln.

Dem riesigen Ansturm von Abiturienten und Studenten, die zunehmend unterschiedliche kulturelle Voraussetzungen und persönliche Interessen mitbrachten, hielt die Lesekultur, beruhend auf individuellen Leidenschaften und kollektiv gepflegten Verhaltensmustern immer weniger stand. Die bildungspolitischen Weichenstellungen in Richtung einer forcierten Akademisierung waren zum allergrößten Teil von den Bildungspolitikern, die biographisch der 68er Generation entstammten, zu verantworten. Ihr Projekt, nämlich soziale Gleichheit durch möglichst hohe Abiturienten- und Studienanfängerquoten zu erreichen, wandelte Gymnasien in „heimliche Hauptschulen“ (Rainer Geißler) und Universitäten in schrittweise nur noch bürokratisch steuerbare Lehranstalten um, denen institutionelle Lösungen zur Erhaltung der ehemals vorhandenen Lernkulturen und Freiräume fehlten.¹¹ Dabei wurde nicht nur die Abwertung der nicht-akademischen Berufsausbildung, sondern auch des Abiturs als Hochschulreife, der universitär zu erlangenden Abschlüsse und vielerorts sogar der Hochschullehre in Kauf genommen.

¹¹ Vgl. Hans Graßl, „Ökonomisierung der Bildungsproduktion. Zu einer Theorie des konservativen Bildungsstaats“, hier vor allem: S. 169 – 212, Münster 2008.

Die Söhne und Töchter von Eltern aus der 68er Generation, die sich in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern einschrieben, kamen nun vielfach aus liberalisierten Milieus, die in ihren Haushalten über die kulturindustriell hergestellten Güter reichlich verfügten. Sie sahen in Oberstufen und Universitäten selten noch den auratischen Ort literarischer, gesellschaftlicher und persönlicher Aufklärung. Ihre Erwartungen bezogen sich daher weniger auf einen biographischen Aufbruch als vielmehr auf eine entspannte Lebensphase, häufig verbunden mit vielfältigen außeruniversitären Ambitionen. Zunehmend brachten sie kaum eigene Vorstellungen von ihrem Fach aus der Schule mit. Der Frankfurter Soziologe Karl-Otto Hondrich sprach damals von „Auch-Studenten“, für die das universitäre Leben nur gelegentlich in den Mittelpunkt ihrer vollen Aufmerksamkeit rückte.¹² Allerdings trugen viele hochspezialisierte Themen der Veranstaltungen, in denen sich eine erfolgreiche Institutionalisierungsgeschichte ihrer Fächer hin zu einer gewissen Selbstreferentialität spiegelte, kaum dazu bei, spontane Neugier auf interessante Fragen und Antworten bei Studenten zu erzeugen. Manch ein zuhause für das Seminar vorzubereitender Text erschien ihnen sprachlich und inhaltlich bloß verwirrend. Die Professionalisierung von Ausbildung und Forschung kam voran, die studentische Motivation, sich ein Gebiet umfassend zu erlesen, nahm mit den wachsenden Studentenzahlen nicht zu, sondern eher ab.

Zusehends zerfiel das einst für selbstverständlich betrachtete Lesebündnis zwischen Lehrenden und Lernenden. Gemeinsames Lesen fand nicht mehr statt, weder unter den Lernenden noch mit den Lehrenden. Den Viellesern wurde, wenn sie ihre Kenntnisse in vollen Veranstaltungen outeten, von ihren Kommilitonen kaum noch Anerkennung gezollt. Aus Lehrkräften waren Auch-Lehrer im Sinne Hondrichs geworden, mit vielen zusätzlichen Verpflichtungen innerhalb der Universitäten und der Forschung. An den Schulen kamen zusätzliche gesellschaftspolitische Aufgaben (etwa die der Integration und Inklusion) hinzu, denen sich Lehrer zu stellen hatten. Auf den Tischen im Klassenraum, wo einst Bücher lagen, hielt eine „Zettelwirtschaft“ Eingang, die zu bearbeiten oftmals wenig intrinsische Motivationen bei den Schülern erkennen ließ. Die alltäglichen Frustrationen stürzten viele

¹² Karl-Otto Hondrich zitiert nach: Christiane Bender, „Die Vorlesung. Ein Auslaufmodell?“, in: Glanzlichter der Wissenschaft – Ein Almanach, herausgegeben vom DHV, S.11 -24, Bonn 2016.

Lehrkräfte in Verzweiflung, ja Ratlosigkeit und erzeugten eine tiefgreifende Krise der Autorität von Lehrkräften an Schulen und Universitäten.

Schüler und Studenten, die heutzutage den Zugang zum abrufbaren gesellschaftlichen Wissen in ihrem Smartphone mit sich führen, fühlen sich ihren Lehrern überlegen. Der Besitz vermittelt Sicherheit, man könnte alles wissen, wenn man nur wollte. Das Vertrauen in die eigenen Kanäle ist groß, der Zugang bequem. Für Lehrer erweisen Leistungskontrollen sich als schwierig, ob beispielsweise eine als verbindlich angegebene Literatur, etwa ein von einem Klassiker des Faches geschriebener Text, tatsächlich, von Seite zu Seite, gelesen und bearbeitet wurde oder ob die Lektüre lediglich auf im Internet leicht zugänglichen Kommentaren, Inhaltsangaben, Hausarbeiten etc. beruht. Letztere bilden oftmals die einzigen Quellen, um ein Referat ausarbeiten. Wenn in der Oberstufe keine ausreichende Vorbereitung auf (geistes)wissenschaftliches Arbeiten stattgefunden hat, braucht es an der Universität mehrere Propädeutik-Semester, bis die einschlägigen Fähigkeiten erlernt werden und die Verbreitung der Leserallergie überwunden wird.

Bündnis für gemeinsames Lesen

Es ist daher zu überlegen, ob ein Unterricht, der darauf beruht, dass Schüler und Studenten die Texte individuell lesen und mit den Dozenten in der Lehrveranstaltung nur noch deren Quintessenz besprechen, zumindest teilweise zugunsten eines gemeinsamen Lesens und Vorlesens verändert werden kann. Das Lesen bekäme hier wieder eine gemeinschaftsstiftende Erlebnisqualität. Die Pflege der damit verbundenen Fähigkeiten des Textverstehens (deuten, interpretieren, argumentieren, assoziieren) erhielte wieder ihren Ort, wo sie hingehört, in das Zentrum geistes- und sozialwissenschaftlicher Lehre. Darüber hinaus benötigen Studenten über ein ganzes Studium hinweg besondere Betreuung zur Anregung und Kontrolle ihrer wissenschaftlichen Lektüre. Lesementoren könnten hierbei hilfreich sein. Lesementoren stellen mit den Studenten deren Literaturlisten zusammen, beraten und begleiten sie dabei, den Lesestoff durchzuarbeiten. Am Ende des Studiums reichen die Studenten ihre Leselisten ein und stellen sich einer mündlichen (benoteten) Abschlussprüfung durch die Lesementoren. So

könnte vielen Digital Natives geholfen werden, auch im „postfaktischen Zeitalter“ über die nötige Lese- und Kritikkompetenz zu verfügen, um das (aus den alten Tagen stammende) Ideal der Mündigkeit nicht völlig aus den Augen zu verlieren. Sie sollten diese Unterstützung dringend erhalten, solange noch diejenigen in Verantwortung in den öffentlichen Bildungseinrichtungen sind, die sich für Literatur begeistern können.